



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P., A.: Allerhand Erzählungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verzichten, weil er erkannt hat, daß unser Bewußtsein nur aus dem unerforschlichen Absoluten „in die Welt des Scheins emporgetaucht“ ist, um nach kurzem Scheindasein wieder ins Dunkel des Absoluten zu versinken. Verzicht aus Klugheit ist von jeher ohne die moderne Soziologie geübt worden, zum uneigennütigen Verzicht aber gehören ganz anders kräftige Antriebe, als sie die moderne Soziologie liefert. Diese zum Leitstern der bewußten Entwicklung, das heißt praktisch gesprochen, der Politik machen, das würde heißen, sich der Führung von einer Legion Irrlichtern anvertrauen. Ragenhofer freilich kommt von seiner biologisch-soziologischen Grundansicht aus zu Folgerungen, die den Beifall aller Geheimräte finden werden, aber andre gelangen von ganz derselben Grundansicht aus zu kommunistischen, anarchistischen, demokratischen Folgerungen und zu den Utopien der Friedensschwärmer. Auf eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit Ragenhofer verzichte ich, weil ich die im 39. Heft des Jahrgangs 1894 der Grenzboten bei Besprechung seines Werks: Wesen und Zweck der Politik, geleistet habe. Dieses Werk habe ich damals nachdrücklich empfohlen, weil es viel politische Weisheit enthält; aber wenn sich Ragenhofer einbildet, daß diese seine Weisheit aus seinem soziologischen System hervorgeht, so unterliegt er einer Illusion. Dieses System ist trotz der vielen geistreichen, wahren und nützlichen Einzelheiten, die das Buch enthält, nur ein Hirngespinnst und nicht die wiedergeborene Philosophie. Die Philosophie ist meiner Überzeugung nach in Lohe zu neuem Leben erwacht, und hätte sich Schoeler nicht durch Vorurteile auf Irrwege führen lassen, so würde er zur Fortbildung dieser neuen Philosophie einen wesentlichen Beitrag geliefert haben.

E. J.



Allerlei Erzählungen



Unsre heutige Auswahl besserer Unterhaltungsbücher beginnt mit der landschaftlichen Erzählung. Neun „Thüringer Geschichten“ von August Trinius (Berlin, Fischer und Franke) in der bekannten gefälligen Art des Verfassers, in einem sehr hübsch gebundenen Büchlein mit modernem Buchschmuck vereinigt, werden allen Kindern des schönen Lands willkommen sein. — „Lautes und Leises, ein Geschichtenbuch“ von Max Dreyer (Leipzig, G. H. Meyer) enthält vier mecklenburgische Erzählungen (Rostock). Sehr lebendig, gute Charakteristik, das Dialektische feck, aber taktvoll. Am besten gelungen ist die Studentengeschichte „Mutter Thode,“ lustig mit ernstem Abschluß; sie verdiente einen Platz in

einem Kommerzbuche in Prosa, wenn es das gäbe. Auch die drei andern sind gut. In der dritten versteht man nicht recht, warum Kurt plötzlich von einer solchen Abneigung gegen Eva erfaßt wird, daß er ihr den Rest seines Ferienaufenthalts opfert; als der unschuldig Verführte kann er sich doch unmöglich vorkommen. — Ein ausgeführter Roman, „Johann Rolfs“ von Ottomar Enking (Dresden und Leipzig, Reißner) bringt uns in ein Dorf der holsteinischen Propstei und nach Kiel. Die Schilderung ist gut und zutreffend, der Dialog gelegentlich plattdeutsch, während sich die meisten Personen hochdeutsch unterhalten, der Wechsel wirkt aber nicht unangenehm. Dem Stil nach haben wir einen gemäßigten Realismus vor uns. Nun der Gegenstand: Johann Rolfs ist ein reicher Bauernjunge, der, um etwas höheres zu werden, auf das Gymnasium und die Universität geschickt wird, dann unter Schauspieler und nichtsnutzige Frauenzimmer gerät, selbst Schauspieler und Litterat wird, sich aber zuletzt zurechtfindet und auf den väterlichen Hof zurückkehrt, wo er in der Reihe der Besitzer dereinst der sechste seines Namens sein wird. Der Schluß ist gut, der Anfang ebenfalls anziehend: ein tüchtiger Vater, ein Schullehrer, dessen Tochter Johanns Jugendliebe wird, allerlei Landvolk. Was dazwischen liegt, die ganze Entwicklung des jungen Mannes mit ihren Außerlichkeiten, Pennälerkneipen und Theatervorstellungen niedrigster Sorte, ist weniger erquicklich und hätte etwas kürzer gehalten sein können, ohne daß der Roman an Überzeugung und pädagogischem Werte verloren haben würde. Die Retterin des beinahe Versinkenden ist seine Jugendliebe, die er im Herzen behält, obwohl das Mädchen zunächst einen andern heiratet. Diese Freundschaftsbeziehung mit einem reichen Kaufmann wird aber durch dessen Tod gelöst, sodaß zuletzt die Schullehrerstochter doch noch Johann Rolfs heiraten kann und so, was von Anfang an für einander bestimmt schien, zur Befriedigung des Lesers auch zu einander kommt. Leider wird dieses Gefühl durch einen bitteren Beisatz getrübt: Johann ist Doras doch wohl unwürdig, nachdem er sich mindestens zweimal offenkundig vergessen hat. Soviel mal hat es sein Biograph schonungslos urbi et orbi verkündet; wie oft er sonst noch gestrauchelt ist, mag sich der Leser denken oder auch lieber nicht denken. Die Darstellung ist frei von Phrase und Sentimentalitäten, man verkehrt mit natürlichen Menschen, darunter sehr sympathischen, der Mutter Johanns, die früh stirbt, den beiden Schullehrersleuten; der alte Johann Rolfs ist ebenfalls ein angenehmer Kamerad. Auch wichtige Szenen werden gut geschildert, erstere noch besser als komische. Der Pensionsonkel in Kiel hätte mit seinen Trivialitäten nicht so in den Vordergrund gestellt werden sollen. Alma Svenstrup, die Verführerin, hat sich ihrer für die Ökonomie des Ganzen notwendigen Rolle vollständig angepaßt, muß aber diesen Erfolg mit unserm bedingungslosen Abscheu vor ihrer Person büßen; schade für den ästhetischen Gehalt, daß nicht eine etwas weniger abstoßende Eva zur Verfügung stand. Der Verfasser hat es, weil er die

Schablone vermeidet, erreicht, daß uns alle seine Gestalten berühren; der Leser wird nicht so anspruchsvoll sein, zu verlangen, daß jede Berührung gleich angenehm sei.

Wer lauter wohlthuende, herzlich ergreifende und gesund natürliche Eindrücke, dabei etwas von der Kunstform des modernen Romans haben will, der lese ein Mittel Ding zwischen Erzählung und Memoir (es ist jedenfalls viel Selbsterlebtes darin): „Die Leute aus der Lindenhütte, erster Band, Friedesfinchens Lebenslauf“ (Leipzig, G. H. Meyer, dritte Auflage) von Heinrich Sohnrey, einem glücklich beanlagten und längst bewährten Volkschriftsteller. Der Schauplatz ist das Gebiet zwischen Göttingen und Münden, die Hauptpersonen sind Bauern und Häusler, plattdeutsche Leute, die aber in einem ihren Gedanken angepaßten einfachen Hochdeutsch auftreten, was praktisch sowohl wie künstlerisch durchaus zu billigen ist. Friedesfinchen, eins von den sechs Kindern aus der armen kleinen Lindenhütte, erzählt ihren Lebenslauf: Entbehrung und Arbeit, Unglück und Glück, seltne äußere und innere Tüchtigkeit, Frömmigkeit und sehr viel echte Poesie von Anfang bis zu Ende. Eine von Liebe umgebene Kindheit, die das Ungemach leicht trägt, weil es ihr täglicher Gefelle geworden ist, und sie das Leben nicht anders kennt. Der Unterhalt reicht oft nur von heute bis morgen, das Brot wird danach geschnitten, die Eltern haben die Sorge, die Kinder ihre besondere kleine Welt von Freude und Glück, die ihnen niemand nehmen kann; sie kostet nichts, denn sie bauen sie sich selber auf in ihren Spielen und Gedanken. Wenn die Schwestern aufs Feld hinaus müssen zu harter Arbeit, so kommt ein Flug Tauben und läßt sich vor ihnen auf einer Stelle des Ackers nieder; bis dahin wollen sie graben oder schneiden, dann fliegen die Tauben wieder auf, und sie folgen ihnen wieder und wieder, bis das Werk endlich gethan ist. Wenn die Kinder nicht allemal ein Stück Brot in die Schule mitbekommen können, so ist ihnen nicht der Hunger empfindlich, denn Hungern haben sie ja gelernt, sondern daß die andern Kinder es merken. Armut und Not ist nur halb so schwer zu ertragen, wenn man sie seinen Mitmenschen nicht auf die Zähne zu hängen braucht. Einmal konnte auf Pfingsten kein Kuchen gebacken werden, weil alles dazu im Hause fehlte. Da fand sich noch spät am Abend ein heimlich von einer armen Freundin hingelegter „Weizenschlag,“ die Kinder trugen ihn über Nacht auf die Mühle, und mit dem ersten Hahnenschrei waren die Kuchen fertig. Die Kinder freuten sich auf die guten Bissen, die Mutter aber war namentlich deswegen froh, weil sie nun doch den Nachbarn, die ihr ein Stück von ihren Kuchen bringen würden, die Gabe bescheiden erwidern konnte; sie brauchte nun ihre Not nicht zu enthüllen — auch die Armut hat noch ihre Sittengesetze. Und so dachte auch der Vater; in der Lindenhütte war noch nie ein Bettler groß geworden. Noch in Friedesfinchens Kinderzeit fällt das schwerste Unglück; alle außer ihr und dem Vater werden vom Typhus befallen, die Mutter und

die zwei ältern Schwestern sterben, es ist, als sollte nun alles zu Grunde gehn, und doch richtet sich das Leben der Übrigbleibenden wieder auf. „Und wenn ich sterbe, Kind, so lautete das letzte Wort der Mutter zu ihr, daß dir dann nur nicht graut vor mir. Ich thu dir nichts; ich bin auch im Tode noch deine Mutter, nur daß ich euch dann die Stätte im Himmel bereite statt auf Erden.“ Die Lebenden thun der Toten ihre Ehre und denken den seligen Geistern nach, die nun um die Lindenhütte schweben, und dann gehn sie wieder an ihr Tagewerk. Friedesfinchen wird eingeseget und muß einen Dienst annehmen, das Heimweh treibt sie zurück, sie geht aufs neue, hat gute und schlechte Stellen, die guten bewahrt sie für ihre jüngern Schwestern und sucht sich neue. Draußen erlebt sie nun vielerlei, es ist nur wenige Stunden bis zu ihrem Dorf, denn äußerlich ist ihre Welt nur klein; Göttingen und Münden sind die einzigen „großen“ Städte, die sie zu sehen bekommt. Aber für sie ist diese Welt groß genug, und alles, was sich darin ereignet, Haus- und Feldarbeit, Kirmes und Spinnstube, Herzenserlebnisse und schwermütiger Volks- gesang bei noch soviel Liebesglück,*) wird uns so wundervoll erzählt, daß uns gar nicht der Gedanke kommt an Kleinlichkeit und Tändelei oder künstliche Dorfromantik. Das alles könnte auch durch unsre eigne Seele gehn, wenn gleich die Anlässe und die äußern Dinge anders sein werden. Kein höheres Lob läßt sich einem Schriftsteller geben als das, daß er mit schlichten Gegenständen vollkommene und im Wechsel von Freud und Leid harmonische Ein- drücke zu wecken weiß. Hier ist nichts, was man anders haben möchte, denn es wirkt auf uns wie eine Geschichte, an der der Erzähler nichts hätte ändern können. Es kommen nun noch sehr viel Ereignisse, aber sie sollen nicht mehr skizziert werden. Auch mit einer Aufzählung der zahlreichen Nebenfiguren dieses Lebenslaufs wäre niemand gedient. Nur das sei noch erwähnt, daß Friedesfinchen ledig bleibt, weil sie den ihr von ihrem Herzen Bestimmten nicht heiraten kann. Ihr Bruder führt nach des Vaters Tode seine Braut in die Lindenhütte. Ihr und ihrem Schatz will weder ihre noch seine Gemeinde Aufnahme gewähren. Er geht in die Fremde und verunglückt. Sie lebt in einem zweiten Bande: „Hütte und Schloß“ weiter.

Wir kommen nun in einen andern Kulturbereich. „Das Haus Gerboth“ von Lili Dubois-Reymond (Berlin, W. Herz) ist ein nach Hamburg ver- legter Kaufmannsroman, kurz, aber sehr gehaltvoll. Seine Gedanken bedeuten für unser heutiges Leben gerade so viel, wie der Inhalt von Freytags Soll

*) „Ich meine überhaupt, daß wir bei all unserm Liebesglück mehr traurige als lustige Lieder gesungen haben. Ob deshalb, weil uns die traurigen tiefer durchs Herz gingen, weil unsre Herzen starke Bewegung verlangten?“ Worte Friedesfinchens bei Sohnrey. Ganz dieselbe Beobachtung hat der Verfasser dieser Besprechung einst als Student an dem Landvolk der dortigen Gegend gemacht. Er erinnert sich noch jetzt einzelner solcher schwermütiger Zeilen, die er bisher in keinem gedruckten Buche wiedergefunden hat.

und Haben für die Zeit vor vierzig Jahren wert war, und wem der Vergleich etwa übrigens unpassend vorkommen sollte, der wird hier durch eine ungewöhnliche Sicherheit der Darstellung nicht wenig überrascht werden. Das aus Wohlstand und Bildung zusammengesetzte Milieu, in dem sich die Menschen dieser Erzählung bewegen, erscheint uns als etwas selbstverständliches, denn es ist erlebt; mit wenig Worten bringt es die Verfasserin zu einem Relief, das zahlreiche Berufsschriftsteller mit umständlicher Beschreibung nicht erreichen, weil ihnen die Vertrautheit, der tägliche Umgang mit diesen schönen Dingen fehlt. Dagegen sprechen ihre Personen klüger und schlagfertiger, als sie ein geschulter Durchschnittsschriftsteller reden lassen würde, und man muß zuweilen scharf aufpassen, um die Pointe nicht zu verfehlen. Vielleicht ist das höhere Kunst der platten Natur gegenüber. Vielleicht aber auch Natur, von der bevorzugten Art, aus der die Verfasserin ihre Typen hat nehmen können. Das Handelshaus Gerboth mit seinen Angehörigen und Zugewandten besteht aus zweierlei Menschen; den einen gilt die Bildung mehr, den andern der Reichtum. Der Führer jener Gruppe ist der lustige junge Doktor Klaus, der zuletzt Martha, die Gesellschafterin seiner jüngsten Schwester, heiraten wird. Sein älterer Bruder Peter, der Kaufmann, vertritt das Geldprogentum. Beide Kräfte wirken nun gegen einander. Peters Braut Elli ist nicht reich, aber von gutem Stande, und dieses Erfordernis fehlt Martha; sie ist nach der Ausdrucksweise der Geldgruppe nicht gebildet, ungebildet oder halbgebildet. Das Thema des Romans wird mit kurzen Worten von einer Vertreterin der Bildungsgruppe, Marianne, formuliert, die Elli in folgender Weise den Kopf zurecht setzt: Ich will dir etwas sagen, mir scheint, es wird von dieser sogenannten Bildung zu viel Aufhebens gemacht. Ich glaube fast, unsre jungen Mädchen fangen an zu ahnen, daß weder ihre körperlichen Vorzüge, noch die ihres Herzens und Gemüts einen Mann beglücken können, und da ziehn sie sich auf das Bollwerk ihrer Bildung zurück. Ich bin in diesem Punkte skeptisch. Ich will übernehmen, einem so klugen Kinde wie Martha in einem Jahre alles das, was von der berühmten Bildung wünschenswert ist, beizubringen; nach meiner Überzeugung hat eine junge Dame aus den Kreisen des Hauses Gerboth vor Martha in diesen Dingen nur ein Jahr voraus, während Martha Vorzüge besitzt, die keine dieser Damen sich je würde aneignen können. Habe ich dich gekränkt, liebe Elli? — Während die Geldgruppe gegen die unpassende Neigung des Doktors Klaus ankämpft, erwächst diesem und der Bildungsgruppe heimlich und allmählich ein furchtbarer Bundesgenosse. Mißglückte Bemühungen zur Bildung eines Gummirings führen zum Bankrott des Hauses. Das Unglück macht die Unvernünftigen vernünftig. Klaus, der als Arzt längst selbstständig hätte leben können, darf Martha heiraten. Elli, die sich angstvoll gefragt hat, ob sie für Peter reich genug sei, kommt sich nun wohlhabend vor, da ihr Bräutigam zunächst auf einem fremden Kontor Buchhalter werden muß.

Das gerettete kleine Vermögen der Großmutter, die wundervoll geschildert ist, gewährt den übrigen ein immerhin behagliches Dasein. So empfinden am Schluß beinahe alle den Verlust des Reichtums mit seinem drückenden Übergewicht als eine Erleichterung, und die Wendung zu dem wirklichen, innern Glück, das sich vorher bei allem Überfluß nicht hat einstellen wollen, findet noch einen allerliebsten Abschluß in der Küche, wo die alte Christine alles vor ihrem Aufbruch in stand setzt und ihrem Liebling, dem Doktor Klaus erklärt, warum sie es sich und der geliebten Herrschaft nicht anthun dürfe, unter den so geänderten Verhältnissen noch ferner Köchin zu bleiben. — Möchte diese geistvolle Lektion über Geld, Gummi und Geist auch — vielleicht geschenksweise! — dahin bringen, wo sie am nötigsten wäre, und wo das reizende kleine Buch vielleicht am wenigsten Aussicht hat, gekauft zu werden.

In allen bisher betrachteten Erzählungen hatten wir es mit den realen Mächten des Lebens und einem fest umschriebnen Boden zu thun. Drei kleine Novellen von Wilhelm Jensen „Sehnsucht“ betitelt (Dresden und Leipzig, Reißner) fesseln unser Interesse durch die künstlerische Erfindung. Geht man ihren Anlässen nach, so sind es gut verarbeitete Reise- und Sommerfrischeneindrücke, alle ernst, schwermütig, mit traurigem Ausgang. „In der Schluchtmühle“ schildert das frühe Sterben eines brustkranken oberbayerischen Mädchens. „Der Oleanderschwärmer“ geht ins Märchenhafte über: ein friesisches Mädchen von geheimnisvoller Herkunft wird von einem schiffbrüchig ans Land geworfnen Marchese nach Palermo entführt; das Heimweh treibt sie nach der Nordseeinsel zurück, wo sie mit ihrem Kinde den Tod in den Wellen sucht und findet. Am gehaltvollsten ist „Unter der Linde.“ Ein badischer Flüchtling rettet sich 1848 über die Grenze in die Schweiz mit Hilfe eines Mädchens, dessen Bild er draußen jahrelang im Herzen trägt. Als er endlich zurückkehren kann, findet er nur noch mit Mühe ihre Spuren; sie ist längst tot, und in der Erinnerung an sie verbringt er den Rest seines Lebens. Namentlich diese Erzählung ist reich an Schönheiten aller Art, und alle drei zeichnen sich durch eine ganz vollendete formelle Darstellung aus. — Das gilt auch von den „Geschichten in Moll“ des Prinzen Emil von Schönauich-Carolath (Leipzig, Göschen, zweite Auflage), zehn dem Gegenstande nach ganz verschiedenen, kurzen Skizzen, deren jede ihre besondern Feinheiten hat. Die Töne werden nur leicht angeschlagen, aber sie klingen alle, und wie mannigfaltig! Fernabliegende historische Stimmungen werden wieder lebendig („Sonnenuntergang“), ein scharf umrissenes Genrebild zeichnet ein paar flüchtige Augenblicke aus dem Leben wirklich vornehmer Leute („Entlang den Hecken“), oder wir erhalten ein Stück Armeuleutemalerei mit den Pinselstrichen der Allermodernsten. Nur eine reiche, tiefe, lange gesammelte Bildung kann so verschwenden! Von demselben Verfasser ist in demselben Verlage auch ein einzelner kurzer Roman, ebenfalls in zweiter Auflage, erschienen: „Tauwasser.“ Ein unbeholfener nordschleswigischer

Pastorssohn von tüchtigen Anlagen und bravem Charakter gerät als Student in Berlin in ganz andre Gesellschaftskreise. Eine seltsame Liebschaft reißt ihn aus seinen Bahnen, und zuletzt bleibt er nach einem unglücklichen Duell mit gebrochenen Flügeln am Wege liegen. Die Erzählung schließt mit den Worten: „Eigentlich sind sie alle untergegangen in den Tautwassern.“ Gewiß, und der Leser, der dieses Gefühl der Unbefriedigtheit mit dem Verfasser teilt, wird bedauern, daß so viel aufgewandte Kunst den Gegenstand nicht zu einem bessern Ende führen konnte.

Und nun zum Schluß noch einige sehr gut geschriebne Bücher für Offiziere und ähnliche aristokratische Leser. Moritz von Kaisenberg (von Berg) hat sich schon durch mehrere Erzählungen einen Namen gemacht. Jetzt hat er den Anteil der hessischen Truppen an dem von England geführten unglücklichen Kriege gegen die nordamerikanischen Kolonien an der Hand von Familienpapieren zu einem historischen Roman verarbeitet: „Der Junker Werner von Brunshausen“ (Marburg, Elwert), lokalartig, kulturhistorisch treu und persönlich lebendig. Ob die patriotische Motivierung und Beleuchtung der sonst gewöhnlich als Truppenschacher bezeichneten hessischen Hilfsendung gegenüber der heutigen historischen Kritik Stand hält, mag unerörtert bleiben. Jedenfalls hat der Verfasser ein lesenswertes, interessantes Buch geliefert. Seine bisherigen Leser werden freilich ein andres gleichzeitig erschienenenes Werk von ihm noch anziehender finden: „Die Ritter vom Sporn“ (Berlin, Sigismund), zehn höchst unterhaltende, meist sehr heitere Geschichten aus dem Leben von Kavallerieoffizieren in ganz verschiedenen größern und kleinern Garnisonstädten. Einige enthalten sogar recht hübsche Novellenmotive. Aber die Hauptsache bleibt die Wirklichkeitschilderung, die in der That vorzüglich ist. Dienstliches Leben, Gesellschaft, Eisenbahnfahrten, Sommerreisen, alles erster Klasse. Ferner was zum Sitten- und Anstandskodex des flotten Kavaliers gehört: des Nächsten Weib, die zulässige Länge der aus solchem Verhältnis erwachsenden Geweihe, das erforderliche Heiratsgut usw. Die glänzende und verlockend geschilderte Lebensfahrt eines echten Ritters vom Sporn setzt entweder ungezähltes Geld oder eine kluge und feste Rechnung voraus, und mancher kommt dabei unter den Schlitten. Offiziersaspiranten mit bescheidenem Wechsel würde darum mehr zu empfehlen sein: „Verhängnis, militärisches Sittenbild aus einer großen Garnison der Reichslande,“ von Hermann zu Dschorff (Leipzig, Fleischer). Es ist kein Roman und will auch keiner sein, sondern die naturgetreue Beschreibung des Lebenslaufs eines wohlgezogenen und gutgearteten Avantageurs aus bürgerlichem Hause, der, ehe er noch Offizier geworden ist, schon untergegangen ist und nach Amerika auswandern muß. Das Ergebnis ist darum so merkwürdig und für alle, die es näher angeht, beherzigenswert, weil eigentlich nirgends ein wirkliches Unrecht zu Tage tritt, immer nur Leichtsinn bei großer Harmlosigkeit, eine sozusagen zivilistische Unterscheidung zwischen Wichtigem und

Unwichtigem, die der militärische Dienst nicht kennen darf. Dazu kommt dann leider beinahe in jedem einzelnen Falle ein ungünstiger äußerer Umstand, sodaß dem Helden dieser Erzählung auch nicht die leiseste Verfehlung geschenkt wird, und er ganz zuletzt stumm resigniert nur noch leidet, was nicht mehr zu ändern ist. Die Schilderung ist sehr ausführlich, man sieht daraus bis ins kleinste, wie es hergeht, alles Mitgeteilte macht den Eindruck großer Wahrheit und Sachlichkeit. Es kann ja sein, daß Lesern, die Unterhaltung suchen, die pennälerhaften Aneipabende zu ausgedehnt oder die typischen Witze der sächsischen Kadetten entbehrlich scheinen werden. Aber das ist alles so echt und gut, daß es dem Bilde nicht fehlen durfte. Um ein Unterhaltungsbuch in gewöhnlichem Sinne handelt es sich auch dabei gar nicht. Vielleicht darf man es als eine Rhyrpädie für künftige Avantageure ansehen.

u. p.



Vom alten Dittersdorf



it Recht ist in diesen Wochen der hundertjährige Todestag Carls von Dittersdorf. — der nach dem Freyenwaldauer Kirchenbuch von dem bisherigen Datum des 31. auf den 24. Oktober zu verlegen ist — in einer Anzahl deutscher Konzertsäle durch Auf-
führung Dittersdorffscher Werke begangen worden. Denn Dittersdorf gehörte als Violinvirtuos und als Komponist zu den musikalischen Größen Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert. Seine Opern haben sich lange erhalten; noch vor dreißig Jahren wurde sein „Doktor und Apotheker“ hie und da gegeben und von den Leuten gern gesehen und gehört, die für ähnliche Sitten und Zeiten, wie sie uns Goethe in „Hermann und Dorothea“ geschildert hat, noch etwas übrig haben. Wir wissen nicht, ob es an Dittersdorf oder an unsern Theatern liegt, daß er als Bühnenkomponist selbst bei diesem Pietätsanlaß nur sehr wenig berücksichtigt worden ist, freuen uns aber um so mehr, daß die Konzertinstitute seiner reichlicher gedacht haben. Er selbst hat neben seinen Oratorien seine Instrumentalwerke für das Beste gehalten, was er leisten konnte, und es will scheinen, daß das auch für unsre Zeit noch etwas bedeutet. Wenigstens ist von seinen Orchesterkompositionen und von seiner Kammermusik in den letzten Jahrzehnten immer mehr und mehr wieder zum Vorschein gebracht worden: ein halbes Duzend Streichquartette, neun Sinfonien, eine Ouvertüre und ein Divertimento liegen jetzt in Partitur neu-
gedruckt vor.